

Tagung des West- und Süddeutschen Verbandes für Altertumsforschung

am 24.—27. April 1930 in Bonn, Köln und Aachen.

Durch die Tätigkeit der Reichs-Limes-Kommission in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts war das Interesse für heimische Vor- und Frühgeschichte in weiten Kreisen neu belebt. Zahlreiche Vereine beteiligten sich an den Untersuchungen des Pfahlgrabens und der im Hinterland liegenden römischen Reste. Als die Reichs-Limes-Kommission ihre planmäßigen Arbeiten im Gelände einstellte, erwuchs das Bedürfnis, die Tätigkeit der vielen einzelnen Vereine nicht wieder zersplittern zu lassen, sondern planmäßig für größere Fragen der allgemeineren Forschung zusammenzufassen. Dieses Bedürfnis führte im Jahre 1900 zur Gründung des West- und Süddeutschen Verbandes für Altertumsforschung. War zwar die Arbeit der Reichs-Limes-Kommission speziell auf die Erforschung der römischen Zeit gerichtet, so führte sie doch auch naturgemäß zur Aufdeckung zahlreicher vorgeschichtlicher und völkerwanderungszeitlicher Reste, und um die Aufgabe der Vereine zu vollenden, mußte die Gesamtorganisation des Verbandes sich ja auf die Altertümer der gesamten Vor- und Frühgeschichte erstrecken.

Um die Ergebnisse und Erfahrungen der einzelnen Mitglieder auszutauschen und unter allgemeinen Problemstellungen zu verwerten, trifft sich der Verband alljährlich einmal in der Woche nach Ostern abwechselnd an den verschiedensten Orten seines Bereiches. Nachdem im vergangenen Jahre der Bodensee sehr besucht war, wurde diesmal das Rheingebiet gewählt. Zahlreiche wertvolle Funde und Beobachtungen, vor allem in Bonn und Köln (Deutz) mußten eine Zusammenkunft in den genannten Städten besonders ersprießlich erscheinen lassen.

Der persönlichen Aussprache im engeren Kreise dienen bei den Tagungen die abendlichen zwanglosen Zusammenkünfte. Am 24. trafen sich so die Teilnehmer der Tagung im Hindenburgzimmer des Bonner Stadtgarten. Der Vorsitzende des Verbandes, Herr Prof. Dr. Gropengießer, begrüßte die zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste im Namen des Verbandes, Herr Schulrat Bädorf in Vertretung des leider verhinderten Herrn Oberbürgermeisters der Stadt Bonn im Namen der Stadt und Herr Prof. Dr. Lehner im Namen des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande.

Bei seinen wissenschaftlichen Sitzungen pflegt der Verband im allgemeinen einen Tag der Vorgeschichte und einen der römischen Zeit zu widmen,

doch wird bisweilen natürlich, durch örtliche Verhältnisse bedingt, eine Verschiebung der systematischen Einteilung notwendig.

In der 1. allgemeinen Sitzung am 25. April 1930 gedachte der Vorsitzende zunächst im großen der erfolgreichen Arbeiten im vergangenen Jahre, aber auch der zahlreichen Toten, deren Verlust er zu beklagen hat. Unter ihnen ragt vor allem die ehrwürdige Gestalt Prof. Dr. Georg Wolffs in seiner Bedeutung für den Verband als sein Schöpfer hervor, und ihm wurde ein besonderer Nachruf gewidmet.

Zur Eröffnung der wissenschaftlichen Vorträge sprach Dr. D o p p e l f e l d aus Köln über die Hallstattzeit in der Rheinprovinz, Westfalen, Holland und Belgien. Er faßte diese drei Länder zu einem gemeinsamen Gebiet, dem niederrheinischen Raum, zusammen. Die Geschichte der Hallstattzeit dieses Raumes steht im Zeichen zweier großer Völkerbewegungen, 1. der Süddeutschen Urnenfelder- und Hallstattkultur, 2. der Norddeutschen Kulturen des Doppelkonus und des Harpstedter Typus. Die späte Bronzezeit zeigt ein Vordringen illyrisch-keltischer Elemente (Urnenfelder-Kultur) in die ganze niederrheinische Tiefebene. Diese Kultur hält sich am Ost- und Westrande, d. h. in Twente und Flandern bis in die frühe Latènezeit, während die dazwischen liegenden Gebiete Kempenland, Brabant, Maas-Niers- und Rhein-Lippegebiet eine Sonderentwicklung durchmachten. Der Einfluß der mittleren Hallstattkultur Süddeutschlands macht sich hier bis zur späten Hallstattzeit geltend. Zu Beginn der späten Hallstattzeit aber werden beide überrannt von den Nordkulturen, von denen der Harpstedter Typus den Weg nahm über unteres Lippegebiet bis gleich zur Maas, während der Doppelkonus im Bogen durch Twente und durch die Veluwe nach Belgien gelangte. Diese Strömungen sind letzten Endes die maßgebenden Faktoren, die die Entwicklung des niederrheinischen Raumes der Hallstattzeit zur Latènezeit lenkten. Wichtig war besonders noch die kurze Berührung der Beziehungen der Urnenfelderkultur zur Marnekultur, Beziehungen, die in ganz Ostfrankreich denen in Belgien entsprechen.

Die kurze Aussprache im Anschluß an den Vortrag, in der Privatdozent Dr. K r a f t, Freiburg, die Wichtigkeit der Verarbeitung auch des benachbarten ausländischen Materials betonte, ergab, daß bis zur Klärung der ungeheuer schwierigen Probleme gerade der frühen Eisenzeit noch unendlich viel Vorarbeiten zu leisten sind.

Abteilungsdirektor Dr. P. S t e i n e r, Trier, sprach über die Auffindung eines Begräbnisses mit Wagen aus der Zeit um 500 vor Chr. Geburt, des ersten dieser Art nördlich der Mosel, bei Hillesheim im Kreise Daun. Es enthielt die eisernen Beschlagteile eines zweiräderigen Kriegswagens, aber kein Geschirr, ferner eine bronzene Schnabelkanne italischen Imports und einen goldenen Armreif einheimischer Arbeit. Die Leiche war völlig vergangen. Sie war wohl auf dem Wagen aufgebahrt und hatte eine Lanze zur Linken neben sich liegen. Das Ganze stand in einer hölzernen Grabkammer

unter einem Steinhäufen. Ähnliche Begräbnisse sind im Neuwieder Becken gefunden: drei bei Urmitz und eins bei Plaidt. Dann häufen sie sich im Raum zwischen Saar und Rhein von Worms etwa bis an die untere Lahn. Diese Wagenbegräbnisse enthalten alle nur zweirädrige Wagen aus Holz mit nur wenig Eisenbeschlag, dabei aber in der Regel ein bronzenes Gefäß (Schnabelkanne) und irgendein goldenes Schmuckstück. Trotz ihrer schlichten Ausstattung muß man sie als die Gräber von Führern, Häuptlingen oder Fürsten ansehen. Sie finden sich in gleicher oder üppigerer Ausstattung vor allem in Frankreich, im Marnegebiet und gehören dem keltischen Volksstrom an. Freilich ist die Sitte des Begräbnisses mit Wagen nicht auf die keltische Gegend beschränkt gewesen. Auch lebte sie noch lange nach, wie ein Wagengrabfund aus einer römischen Grabkammer des 2. Jhdts. n. Chr. bei Frenz a. d. Inde im Bonner Provinzialmuseum beweist. (Vgl. B. J. 128, S. 28 ff.)

Abteilungsdirektor Dr. L o e s c h c k e, Trier, sprach über vorrömische Funde aus Trier, die Anfänge des Tempelbezirks im Altbachtale. Vorbei ist es mit der nachdrücklich verfochtenen Lehre, daß das römische Trier auf jungfräulichem Boden entstanden sei. Die Erforschung des Tempelgeländes im Altbachtale hat das Gegenteil bewiesen. Bei systematischen Grabungen, die noch unter die augusteische Terrainhöhe hinabgeführt wurden bis auf den gewachsenen Boden, fanden sich an mehreren Stellen Pfostenlöcher älterer, d. h. vorrömischer Holzbauten. An einer Stelle konnten solche Spuren von Holzbauten in einer Fläche von etwa 10×12 m freigelegt werden, an drei anderen Stellen bisher nur kleinere Flächen. Aus der großen Zahl der Pfostenlöcher hoben sich auf der Hauptfläche deutlich folgende Bauten-Grundrisse ab: ein Achteckbau, ein Halbkreisbau, zwei bis drei kleinere Rechteckbauten von etwa $4 \times 3,50$ m. Auch die Tonscherben werden, wie diese Holzbauten, in die Latènezeit datiert. Augusteische Fundamentgruben nehmen schon keinerlei Rücksicht mehr auf sie. Höchst auffallend ist nun, daß eben dieselben drei Formen: kleine Viereckbauten, Halbkreisbauten, Rechteckbauten in Stein ausgeführt, in römischer Zeit als Kultbauten im Tempelbezirk verwendet werden. Es hat also den Anschein, daß ihnen hölzerne Bauten derselben Form in vorrömischer Zeit vorausgegangen sind, die Römer also alteinheimische Holzarchitektur auch in Stein umgesetzt haben. Daß es sich bei den einheimischen Holzbauten tatsächlich schon um Kult- und nicht Wohnbauten gehandelt haben wird, wird außer durch die Gleichheit der Formen noch dadurch wahrscheinlich gemacht, daß in diesen Bauten sich keine Wohngruben, Erdkeller, Feuergruben oder sonstige auf Wohnzwecke hinweisende Gruben fanden. An anderen Stellen im Tempelbezirk wurden hingegen gerade diese Gruben nachgewiesen und in einer von ihnen fanden sich zahlreiche Scherben typischer Latènegefäße. Beim Fortgang der Ausgrabungen wird nunmehr der Versuch zu machen sein, ob es etwa auch gelingen sollte, vorrömische „Holztempel mit Holzpfostenumgang“ zu finden. Dann wäre der Beweis erbracht, daß auch die üblichen steinernen „Tempel

mit Säulenumgang“ auf die vorrömische Holzarchitektur zurückgehen. Gefunden hat sich schon unter einem „Steintempel mit Säulenumgang“ ein „Holztempel mit pfostengestütztem Umgang“. Er ist allerdings auch in frühromischer Zeit zerstört worden, scheint somit nicht prähistorisch, sondern augusteisch zu sein.

Der gewaltige Tempelbezirk der Einheimischen, der in der römischen Kaiserzeit an der Peripherie der römischen Stadt bestand und in spätrömischer Zeit sogar in die Stadtmauer Triers mit eingeschlossen wurde, geht also höchstwahrscheinlich zurück auf eine in Holz und Stein errichtete vorrömische Kultstätte innerhalb einer vermauerten Siedlung, dessen erste mutmaßliche Kult- und Profanbauten jetzt nachgewiesen sind.

Es wurde aber nicht etwa erst seit der Latènezeit im Altbachtal gesiedelt. An zwei Stellen wurden wieder eine große Anzahl von Tonscherben der Hallstattzeit gefunden, außerdem ein prächtiges Bronzemesser und ein schönes Bronzearmband, die sich schon seit Jahrzehnten im Prov.-Museum Trier befinden. Schon 1880 wurden sie an zwei verschiedenen Stellen des Altbachs gefunden zu verschiedenen Zeiten, niemand hatte aber den Fundangaben des Kunsthändlers Glauben schenken wollen. Jetzt kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sie der neuentdeckten Hallstattsiedlung im Tempelgelände entstammen.

Da auch schon eine Anzahl Steinbeile aus der jüngeren Steinzeit im Tempelgelände aufgelesen wurden, besteht durchaus die Möglichkeit, daß die Anfänge der Siedlung im Altbachtale noch älteren Datums sind.

Professor Siebourg sprach über das weltgeschichtliche Denkmal der Varusschlacht im Bonner Provinzialmuseum. Der Vortrag ist ausführlich oben S. 84 ff. abgedruckt. — Die schon rein antiquarisch und historisch sehr interessanten Ausführungen machten besonders noch dadurch tiefen Eindruck, daß sie versuchten, auch seelisch dem Denkmal gerecht zu werden, um es auch menschlich dem Beschauer nahe zu bringen. Mit dem Dank für den Vortrag verband der Vorsitzende den Glückwunsch, daß die Universität Bonn (eine seltene Erscheinung) für die römisch-germanische Forschung einen Lehrstuhl hat.

Museumsdirektor Prof. Lehner sprach am Nachmittag über die neuen „Ausgrabungen und Funde am Bonner Münster“. Ausgehend von den karolingischen Urkunden, die eine Grabkirche der heiligen Cassius und Florentius im 8. und 9. Jhd. in Bonn bezeugen, die nach einer Legende schon von der hl. Helena gegründet sein soll, schilderte er zunächst die schon früher bekannten Tatsachen, vor allem die Gruft unter der heutigen Ostkrypta des Münsters, in welcher drei römische Sarkophage in eigentümlich schräger Lage stehen, die schon von alters her als die Särge der Märtyrer gelten. Die Ausgrabung deckte nun zunächst ein spätrömisches und fränkisches Gräberfeld auf, dessen Särge sämtlich genau dieselbe Richtung haben, wie die Märtyrer-

särge, die also ein Teil dieses Gräberfeldes sind. Das Gräberfeld beginnt etwa um 300 und geht bis in karolingische Zeit hinein. Dazwischen fand sich ein kleines Bauwerk mit zwei würfelförmigen Tischen, die sich als Opfer- oder Speisetische für den Grabkult erwiesen und aus der Zeit von 250 bis 300 stammen.

Weiter stieß man auf die Fundamentmauer eines größeren rechteckigen Gebäudes von 13,90 m Länge und 8,90 m Breite, welches wieder genau dieselbe Richtung hat, wie die Sarkophage, deren es eine ganze Anzahl einschließlich der Märtyrersärge umschließt. In dieses Fundament waren etwa 70 heidnisch-römische Altäre und Skulpturen als Altmaterial vermauert. Das Gebäude hatte im Innern einen mehrfach erneuerten Estrichboden, unter dem die Särge lagen, und mehrere Annexbauten, die auch Sarkophage umschlossen. Diese sämtlichen Gebäude waren nun offenbar für die Särge, die sie umschließen, gebaut. Das ging unter anderem durchaus unzweifelhaft daraus hervor, daß in den Fußboden gerade über den Köpfenden mehrerer Sarkophage steinerne Kreuze und eine frühchristliche Grabinschrift mit Monogramm Christi eingelassen waren, die offenbar die Stellen der darunter liegenden Begräbnisse oberirdisch kennzeichnen sollten. Nach einer Anzahl spät-römischer Münzen, welche hier und dort unter den Fußboden oder auch im Mörtel der Fundamentmauer verbacken gefunden wurden, stammt das Gebäude frühestens aus der Mitte des 4. Jhdts. Es kann aber auch jünger sein. In karolingischer Zeit hat es offenbar eine Erweiterung erfahren, die noch nicht ganz ausgegraben ist, die aber immer noch dieselbe Richtung der Mauerzüge einhielt, welche durch das römische Gräberfeld gegeben war. Im frühen Mittelalter brannte das alte Gebäude, offenbar die Gedächtniskirche für die dort begrabenen Christen und den Kult der Heiligen, ab und es wurde dann über den Trümmern der bis zum Fundament abgerissenen frühen Kirche unabhängig von ihrer Richtung ein großartiger Neubau errichtet, das Münster des 11. Jhdts. Es erhielt die heutige Orientierung, war aber kürzer als der heutige Bau; der ältere Chorabschluß nach Osten hat sich innerhalb der Krypta gefunden. Man legte den Neubau aber so an, daß die alten Märtyrergräber in die Längsachse fielen und erbaute für diese eine tieferliegende Gruft in der Ost-Westrichtung der neuen Kirche. Die Särge aber ließ man aus Pietät unberührt stehen. So kam es, daß sie jetzt schräg in ihrer Gruft liegen. Bei der Fortsetzung der Ausgrabungen nördlich vom Münster wurden außer den Annexbauten der frühchristlichen Kirche zwei mittelalterliche Kapellen aufgegraben, deren eine die ausgemalte Gruft des Erzbischofs Heinrich II. von Virneburg (1304—1332) enthielt. Diese Kapelle war gotisch, während die andere aus dem 11. Jhd. stammt. Erst im 12. Jhd. erhielt dann das Münster nach Osten durch den Probst Gerhard von Are seine heutige Ausdehnung.

Von der Fortsetzung der Ausgrabung auf dem Münsterplatz dürfen noch weitere baugeschichtliche Ergebnisse erwartet werden; vor allem eine heidnische Vorläuferin der christlichen Kultstätte, ein oder mehrere Tempel.

Darauf deuten die 70 römischen Weihedenkmäler hin, die in den Fundamenten der frühchristlichen Bauwerke vermauert waren. Sie sind verschiedenen Gottheiten geweiht: Pluto und Proserpina, Mercurius Gebrinius, Sunuxsal, Genius Nerviorum etc., vor allem aber den Matronae Aufaniae. Ihnen gehören allein 36 von den gefundenen Altären, wozu noch zwei Bauinschriften kommen, die höchst wahrscheinlich auf ihren Tempel zu beziehen sind. Die eine ist unter Antoninus Pius, die andere unter Caracalla oder Elagabal geschrieben und unter und nach der Regierung des Maximinus Thrax (235 bis 238) verändert. Aus demselben Zeitraum stammen die datierten Altäre, deren Inschriften eine starke Beteiligung der legio I. Minervia, also der Bonner Garnison, sowie von Beamten von Köln an dem Aufanienkult in Bonn bekunden. Es läßt sich wahrscheinlich machen, daß der Kultus der Matronae Aufaniae mit Bonn und der legio I. Minervia in einem engen Zusammenhang steht. An den meist ausgezeichnet erhaltenen und zum Teil einen bisher ungeahnten Hochstand der rheinischen Plastik im 2. und 3. Jhd. bekundenden Denkmälern wurde nun gezeigt, wie sich mehrere Kölner Werkstätten und eine Bonner Werkstatt herauschälen lassen. Zum Schluß wurde auf die allgemeine Bedeutung der Ausgrabung nicht nur für Bonn, sondern auch für andere frühchristliche Kirchengründungen, die sich an spätrömisch-christliche Begräbnisstätten und den bei ihnen entstandenen Heiligenkultus anknüpfen, in Xanten, Köln, Trier und Mainz, hingewiesen. (Vgl. auch oben Seite 1 ff.)

Im Münster selbst besprach der Provinzialkonservator, Herr Dr. Graf Wolff-Metternich die Baugeschichte der für die Kunstgeschichte ja sehr bedeutsamen Kirche. Aus unendlich vielen Einzelbeobachtungen unter und über der Erde wuchs der Bau aus seinen mittelalterlichen Anfängen bis zu dem, was heute steht, in anschaulicher Weise heraus.

Der Abend vereinigte die Mitglieder des Verbandes und Gäste zu den auf den dritten Tag vorbereitenden Ausführungen. Dr. Meyer, Aachen, sprach über Siedlungsgeschichte der Aachener Gegend und die Topographie der römischen Stadt. Einleitend betonte der Vortragende die Grenzlage Aachens und die sich daraus auch für die Vor- und Frühgeschichtsforschung ergebenden Schwierigkeiten. Nach einer Darlegung der Bodenformationen und Terraingestaltung, der Grundlage zum Verständnis der Siedlungsgeschichte einer Landschaft, wurden die Besiedlungsverhältnisse in den verschiedenen Kulturepochen besprochen. Bei Aachen enden zugleich mit dem Feuerstein führenden Kreidegebirge die jungsteinzeitlichen Werkplätze, die durch die großen belgischen Funde bekannt sind. — Zwei Depotfunde der Bronzezeit vom Nordrande der Gressenich-Stolberger Galmeizone lassen die Möglichkeit offen, die Ausbeutung der Galmeilager bereits für die Bronzezeit anzunehmen. Für die Hallstattzeit liegen bisher wenige charakteristische Funde vor, deren Zeitstellung noch umstritten ist. Eine dichte Besiedlung des Landes beginnt

in römischer Zeit. Aachen selbst wird von keiner der großen Ostwest-Verkehrsstraßen unmittelbar berührt. Die Besiedlung der an sich nicht besonders günstigen Verkehrslage des Aachener Talkessels kann darum nur durch besondere Umstände — die heißen Quellen — bedingt worden sein. Aus dem Lande sind zahlreiche Bauernhöfe bekannt, die vom Ende des ersten bis zur Mitte des 3. Jhdts. bewohnt waren. Die Entwicklung eines durch Grabung des Aachener Museums an der Straße Köln-Bavai aufgedeckten Straßendorfes wurde durch eine Reihe von Lichtbildern erläutert. Für die Entwicklung der Stadt selbst machte der Redner die Existenz von älteren Thermen wahrscheinlich, als es die bisher bekannten Domitianischen sind. Die älteste Aachener Ansiedlung reicht in die Frühzeit des Tiberius zurück. Es wurde das Wachstum des Ortes im 2. und 3. Jhd. erklärt. Eine Ummauerung zum Ende des 3. Jhdts. ist nach gewissen Anzeichen anzunehmen. Zum Schluß brachte der Redner die drei bisher bekannt gewordenen frühchristlichen Inschriftsteine aus Aachen, welche die Existenz einer christlichen Kirche beweisen. In nachrömischer Zeit war der Stadtkern vermutlich nicht besiedelt, die fränkischen Dörfer und Höfe lagen vielmehr auf den Randhöhen des Aachener Talkessels. Mit einigen Bildern der kürzlich entdeckten Abschlußmauer der Nordfront des karolingischen vicus schloß der Vortrag.

Der mit großem Dank aufgenommene Vortrag zeigte wieder einmal die alte Erfahrung, daß an vielen Stellen notorisch-historischer Bedeutung nur einmal eine Zeitlang systematisch beobachtet werden muß, um auch in bisher an Ergebnissen armen Bezirken zu weittragenden Ergebnissen und zu neuen Fragen zu kommen. So schloß sich die Versammlung dem Dankeswort des Herrn Vorsitzenden an, der dem Vortragenden für seine Forschungen in und um Aachen den nötigen ideellen und materiellen Hintergrund wünschte.

Die zweite allgemeine Sitzung am 26. 4. 1930 war im wesentlichen der römischen Zeit gewidmet. Den ersten Vortrag hielt Abteilungsdirektor Dr. O e l m a n n in Bonn über den Ursprung des Triumphbogens.

Unter den römischen Steindenkmälern, die im Fundament der frühchristlichen Kirche unter dem Bonner Münster vermauert waren und jetzt durch die Grabung des Provinzialmuseums ebendort wieder ans Tageslicht gefördert sind, befindet sich ein Votivaltar, der Veranlassung gibt, die viel behandelte Frage nach Ursprung und Bedeutung des sogenannten Triumphbogens neu aufzurollen. Er ist von einem Vecconius Quartio in der Antoninenzeit den Matronen geweiht und trägt auf der einen Schmalseite eine ungewöhnliche Darstellung in Relief (s. Taf. XVII, 2 in diesem Jahrbuch). Hinter dem Kopf eines Opferdieners wird ein arcus sichtbar, durch den ein Baum hindurchgewachsen ist, bekrönt mit der Statue einer Matrone, also ein Kultdenkmal, das in einer Linie steht mit den sog. Jupitersäulen und -pfeilern. Mit einem Triumph hat das Denkmal offensichtlich nichts zu tun, andererseits ist es von den gewöhnlich (wenn auch unrichtig) als Triumphbögen bezeichneten Denkmälern unmöglich zu trennen, ebensowenig wie von

den gewöhnlichen Straßenbögen, den bogenförmigen iani, die auch nicht verschließbar sind und somit eines praktischen Zweckes im engeren Sinne entbehren. Das oben genannte Problem betrifft also nicht nur die sog. Triumphbögen, sondern den Typus des Monumentalbogens überhaupt.

Eine Durchsicht der gesamten literarischen und monumentalen Ueberlieferung, die in Frage kommt, ergibt zunächst, daß als Ursprungsort Rom weitaus am wahrscheinlichsten ist, wo „fornices“ schon zu Anfang des 2. Jhdts. v. Chr. bezeugt sind. Griechisches Stilgefühl hat ja den Bogen als Dekorationselement bis weit in die Kaiserzeit abgelehnt und ihn nur als Konstruktionselement im Ingenieurbau zugelassen. Das späthellenistische Markttor in Priene ist schon italisch beeinflusst, wie E. Weigand richtig hervorgehoben hat.

Für die Bedeutung des Monumentalbogens ergibt sich weiter, daß er meist zu Ehren einer hervorragenden Persönlichkeit oder zur Erinnerung an wichtige Ereignisse errichtet ist, doch kommt auch Weihung an Gottheiten nicht selten vor. Er steht durchaus nicht immer über einer Straße, sondern häufig auch daneben, besonders wenn er als Kultmal oder Grabmal verwendet ist. Er ist auch nicht etwa nur Statuenpostament, sondern an sich schon Denkmal. Unerklärt bleibt dabei immer noch die Form des Denkmals, das gewölbte Tor.

Dieses ist wieder nicht zu trennen von den torartigen Denkmälern mit geradem Sturz, die im allgemeinen kleiner waren und meist nur bildlich überliefert sind. Art der Aufstellung und Bedeutung sind bei ihnen genau dieselben wie bei den bogenförmigen Toren, sie lassen sich aber im griechischen Kulturbereich zeitlich viel weiter zurückverfolgen, sind also als ihre Vorläufer anzusehen.

Die ursprüngliche Bedeutung der Torform überhaupt klärt sich freilich erst, wenn man den einfacheren Typus von Denkmalsäule und -pfeiler zum Vergleich heranzieht. Namentlich wo diese paarweise oder zu vieren auftreten, ist ihre Funktion unverkennbar ganz dieselbe wie bei den „Toren“ einschließlich der Tetrapyla. Auch sie sind nicht nur Anathemträger, sondern an sich schon Denkmal, wie z. B. die römischen Meilensteine.

Für Denkmalsäule und -pfeiler (Stele) läßt sich nun durch ethnologische Parallelen die Ausgangsform unschwer ermitteln. Es ist der zur animistischen Religionsform gehörige Opferpfahl, der — als Ersatz des natürlichen Baumes — die Aufgabe hat, die Opfergabe für den flüchtigen Geist zu tragen und so gegen Hunde und Raubzeug zu schützen. Er wird damit zwangsläufig zum Sitze des Geistes, der das Opfer gnädig entgegennimmt und dafür feindliche Geister abwehrt, d. h. er wird zur Dämonenscheuche. Seine weitere Entwicklung beruht auf dem Hinzutreten neuer Funktionen, die zugleich die ursprüngliche mehr oder weniger zurückdrängen können. Die Umsetzung in Stein erklärt sich aus der Absicht, dem Pfahl als Denkmal — zunächst für vollzogenes Opfer — größere Dauer zu verleihen. Die uralte Vorstellung von der magischen Kraft des Bildes, durch die man

den Geist zum Genuß des Opfers und zur Hilfeleistung (Kraftübertragung) sozusagen heranzwingen will, führt dann weiter zur figürlichen Ausstattung bzw. Umgestaltung der ursprünglich anikonischen Form. Dabei hört das Behängen mit heiligen Binden, Kränzen und anderen Opfergaben aber selten ganz auf und läßt die alte Funktion als Aufhängepfahl nie ganz vergessen.

Ganz entsprechend der Denkmalsäule läßt sich jetzt auch das Denkmaltor sehr einfach erklären: wie jene im Opferpfahl wurzelt, so ist dieses auf eine entwickeltere Form des Opfergerüsts zurückzuführen, nämlich auf das Opferreck, das oft mit dem Opferpfahl vergesellschaftet erscheint und ebenso zugleich Dämonenscheuche ist. Erst aus dieser letzten Bedeutung hat sich die Vorstellung von der reinigenden Kraft des „heiligen Tores“ entwickelt, die beim Durchschreiten wirksam wird. Für Torana, Pailu und Torii, die indisch-ostasiatischen Gegenstücke zur freistehenden *πύλη* (auch *πυλών* oder *πυλῖς*) der Griechen sowie zu den arcus und jani der Römer, ist diese reinigende Wirkung durch die vedische Literatur ausdrücklich bezeugt. Die Entwicklung zum reinen Denkmaltorbau ist hier wie dort dieselbe. Und wie bei der Denkmalsäule erinnern auch bei den Denkmaltoren häufig angebundene Opfergaben noch an die ursprüngliche Bestimmung.

Diese Erklärung der Denkmalsäulen und Denkmaltore wird bekräftigt durch die Analogie des lateinischen Kreuzes, das ebenfalls ursprünglich nur Aufhängegerüst gewesen, dann aber zur christlichen Denkmaltorbauform schlechthin geworden ist.

Prof. Dr. Krüger, Trier, sprach über die römischen Felsreliefs im Treverergebiet und Umgebung.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß es im Treverergebiet und in den südlich angrenzenden Landschaften eine große Anzahl von römischen Felsreliefs und zwar Götterbildern gibt, die meist im Walde in der Nähe von Quellen sich finden. Im ganzen übrigen römischen Reich sonst tritt diese Art von Felsdenkmälern nur ganz vereinzelt auf, immer nur unter ganz besonderen Umständen; mehrfach sind es auch nicht Götterbilder, sondern Grabmäler.

Um eine Erklärung für diesen Gegensatz zu finden, wurden zunächst die Felsreliefs im einzelnen betrachtet. Drei solche Reliefs sind in der Nähe von Bitsch, am „Pumphosen-Bronn“ die Waldgottheiten Silvanus und Diana mit ihren Tieren, ein Götterpaar im Dreiquellentale, bei der Bildmühle eine thronende Muttergottheit. In der Pfalz ist bei Eppenbrunn ein Relief der Diana in Begleitung von Mars und Silvanus bekannt, am Heidenfels bei Landstuhl zwei Felsen mit Muttergottheiten, Mars und anderen Gestalten. Im Elsaß gibt es bei Niederbronn eine thronende Muttergöttin. Im Saargebiet haben wir bei Sengscheidt wieder den Silvanus vereint mit einer Fruchtbarkeitsgöttin; vielleicht die gleichen Gottheiten sind in zwei Reliefs bei Wallerfangen zu erblicken. Ein Felsbild bei Kedingen in Lothringen wird vermungsweise als Diana erklärt.

Im eigentlichen Treverergebiet stehen bei Altlinster im Luxemburgischen zwei Gottheiten an einer Felswand in gallischer Tracht. Das am reichsten ausgestattete Felsbild war das stark zerstörte Denkmal der Diana bei Bollendorf, das auch mit Weihinschrift versehen ist. Nur eine Inschrift ist das Felsdenkmal in der Felsschlucht von Weilerbach, das die Bärengöttin Artio nennt. Daneben ist der Hammer des Silvanus eingeritzt.

Wenn man die Karte betrachtet, so finden sich diese zwölf Felsendekmäler, deren Götterdarstellungen eine ziemlich einheitliche Gruppe bilden, im Trevererlande, im Gebiet der Vangionen und Nemeter und im Mediomatrikerland und zwar da, wo dieses an die genannten drei anderen Völkerschaften angrenzt. Die Treverer rühmen sich germanischen Ursprungs. Diese Germanen berühren sich hier mit den keltischen Madiomatrikern. In dieser Berührung der beiden Völkerschaften, der Germanen und Kelten, müßte man die Erklärung suchen.

Von den Germanen sagt uns Tacitus, daß sie ihre Götter nicht im Bilde darstellen, daß sie besonders im Walde die Nähe der unsichtbaren Gottheiten fühlten. Diese Stimmung zur Gottesverehrung an den Quellen und im Rauschen des Waldes empfinden auch wir Modernen heute noch unseren germanischen Vorfahren nach, wenn wir vor diesen Felsbildern im Walde stehen. Der Götterkult, der an diese Stätten gebunden war, ist germanischem Wesen, germanischer Anschauung entsprungen. Der keltische Einfluß zeigt sich hier in den Bildwerken der Götter. Das ist von ihrer Seite hinzugebracht worden, aber auch diese Bildwerke sind gebunden an den Ort, aus dessen Eigenart die Götterverehrung emporwächst; sie sind deshalb aus dem lebendigen Felsen gearbeitet. In dieser Berührung von germanischem und keltischem Wesen, im Zusammenwachsen der Anschauungen und Empfindungen dieser beiden Völker ist die Entstehung dieser eigenartigen Götterdenkmäler begründet, die es so und in diesen Fällen nur in diesem Grenzland der beiden sonst verschiedenen Völkerschaften gibt.

Baurat J a c o b i, Homburg, sprach über die neuesten Ergebnisse seiner Ausgrabungen am Kastell Saalburg.

Kastell Saalburg ist jetzt nach Beendigung der Umgrabung des Wehrganges vollständig ausgegraben. Vor allem ist dadurch die Konstruktion des 2. Kastells mit seiner Doppelmauer, ihren Schlitzfenstern für die Balkeneinlagen den Aufgängen auf dem Wehrgang vollständig klar geworden. Neu waren die zahlreichen B a c k ö f e n, die sich entlang dieser Mauer hinziehen und deren Gesamtzahl bis auf etwa rund 50 Stück belaufen. Die neu ausgegrabene Gruppe in der Nordwestecke enthielt 12 übereinanderliegende Backöfen, die größte Gruppe hinter der Porta sinistra 17. Die große Zahl wird vermutlich dadurch erklärt, daß zu einer bestimmten Zeit eine größere Truppe im Kastell zusammengezogen war, die hier abgekocht hat. Es wird vermutet, daß sie als Ersatz oder Ergänzung der normalen Besatzung mit dem Bau der letzten Kastellmauer beauftragt waren.

Im Kastell Zugmantel ist es gelungen, am Ende der Ahrstraße in den Quellbächen des Ahrflüßchens einen großen tiefliegenden in den Mauern noch erhaltenen Bau auszugraben. Was für den Bau besonders charakteristisch ist, ist die merkwürdige Tatsache, daß man ihn direkt in die wasserführenden Schichten hineingestellt hat, und zwar bewußt, ohne daß wir dafür einen Grund angeben können. Um das Gebäude einigermaßen trocken zu halten, ist es nicht nur von kleineren Kanälen durchzogen, sondern auch von einer größeren Drainageanlage mit großen heute noch funktionierenden Kanälen aus Eichenholz umgeben, welche das Wasser am Süden des Gebäudes in ein großes wohlerhaltenes Wasserbassin abführen. Die Funde waren innerhalb des Gebäudes nicht sehr bedeutend, zahlreich aber die Ziegelstempel der XXII. Legion, welche viele neue Typen aufweisen. Besonders beachtenswert sind Ziegel des Numerus Chatharensium in zwei Räumen, Ziegel, die bisher nur vom Kastell Feldberg und Alteburg-Heftrich bekannt waren.

Dr. K. Woelcke, Frankfurt, sprach über den neuen römischen Helm von Heddernheim.

Innerhalb der Kaserne der römischen Stadt des 3. Jhdts. gelegen, in der Mitte der Südseite von Nida, wurde der neue Reiterhelm aus Eisen mit reichen plastischen getriebenen und gravierten Bronzebeschlägen gefunden. Das Paradestück wurde in den Einzelheiten in Bildern vorgeführt und besprochen. Es läßt sich nachweisen, daß es in derselben Werkstatt hergestellt ist, wie der längstbekannte sog. Weißmetallhelm aus Heddernheim, der übrigens demselben Hallenbau entstammt. Beide Helme gehören in einen Kreis römischer Paradestücke, die Drexel zusammengestellt hat, und deren Entstehung im unteren Donaugebiet am Ende des 2. Jhdts. in römischen Waffenfabriken Thraciens gesichert ist.

Dr. Georg Kraft, Privatdozent, Freiburg i. Br., sprach über den keltischen Friedhof von Singen a. H.

Nachdem durch Kiesgraben u. a. bei Singen zahlreiche vorgeschichtliche Funde bekannt geworden waren, wurden im Herbst 1929 in zehnwöchiger Grabung außer Siedlungen und Gräbern aus der jüngeren Stein- und späten Bronzezeit ein keltischer Friedhof untersucht. 23 Gräber wurden aufgedeckt, die sich in dem hellen Sandboden ausgezeichnet abhoben. Sie lagen von Süden (Kopf) nach Norden, unregelmäßig gehäuft. Die Skelette waren gut erhalten, z. T. langschädlig. Die Beigaben bestanden aus Bronze, Eisen, Gagat u. a. (Ringe, Fibeln, ein Eisenschwert) und datieren den Friedhof in die ältere Latènezeit (4. und 3. Jhd. v. Chr.). Ueber den Skeletten fanden sich häufig wagerechte Steinsetzungen oder einzelne große Steine.

Von besonderem Interesse waren einmal die Reste von Menschenopfern, dann aber eine merkwürdige Verlagerung der meisten Skelette. Obwohl die Knochen noch ganz waren, lagen sie nur z. T. an der normalen

Stelle, die anderen waren umgedreht oder ein Stück abseits. Schnittspuren sind nur an wenigen nachzuweisen. Außerdem fanden sich in mehreren Gräbern ganze Knochen anderer Skelette. Infolge der günstigen Bodenverhältnisse lassen sich Störungen durch erdbewohnende Tiere (Dachs u. a.) ausschließen mit wenigen Ausnahmen. Die Tatsachen lassen sich nur so erklären, daß man den Leichnam im offenen Grab fast völlig verwesen ließ und dann vor der Zuschüttung diese eigenartigen Eingriffe am Skelett vornahm. Wenn auch deren Zweck nicht zu sagen ist, so verraten sie doch Kenntnis des Knochengerüsts; die Druiden beschäftigten sich mit der Medizin und der Anatomie.

Aus Mangel an Beobachtungen von Parallelerscheinungen lassen sich die von Herrn Dr. Kraft vorgetragene Ergebnisse noch nicht restlos auswerten und es muß der Zukunft vorbehalten bleiben, durch neues Material vielleicht einmal Licht in diese Dinge zu bringen.

Damit war das Bonner Programm der Tagung im ganzen erledigt und es wurde mit dem Dank des Herrn Vorsitzenden an die Vortragenden und für die lebhaftige Teilnahme der Hörer geschlossen.

Am Nachmittag zeigte Herr Dr. Fremersdorf, Kustos der Römischen Abteilung des Wallraf-Richartz-Museums, seine große Ausgrabung in der spätrömischen Befestigung von Deutz, im Gebiete des neuen Rheinischen Museums. Hier hatte er das Glück, das Osttor des Kastells aus konstantinischer Zeit zum Teil noch mit aufgehendem Mauerwerk anzutreffen und freizulegen. Außer in Trier gibt es nirgends mehr auf deutschem Boden ein römisches Bauwerk von so ungeheurer imposanter Eindrucks, wie an dieser Stelle. Die über 3 m starken Mauern mit noch mächtigeren Sockeln, die weit vorspringenden runden Tortürme mit rundem Innenraum in gewaltiger Ausdehnung überzeugen jeden im ersten Augenblick, daß hier etwas gefunden wurde, das wie wenig aus deutscher Erde wert ist, der Allgemeinheit erhalten zu werden. Stellt man sich vor — und das ist an Hand der Reste selbst bei geringer Illusionsfähigkeit nur allzuleicht möglich —, daß auf den erhaltenen Resten Mauern und Türme von 12—13 m Höhe mit ihren Zinnen und Geschützständen für die schwere römische „Artillerie“ emporragten, so kommt darin auch zum Ausdruck, in welcher ungeheurer Gefahr das spätrömische Reich an seiner Rheingrenze in der Zeit der Errichtung der Befestigung schwebte: es drohte der große Ansturm der Germanen gegen das römische Reich. Weit draußen vor der Mauer wurde der zugehörige gewaltige, tiefe und breite Sohlgraben gefunden, der den Zweck hatte, den Angreifer mit seinen Belagerungsmaschinen und weitschießenden Bogenschützen weit vor der Mauer schon aufzuhalten und ihm die Annäherung an die eigentliche Befestigung zu erschweren. Dieser römische Graben ist nach dem Scherbenfund in karolingischer Zeit planmäßig zugefüllt und einige Meter näher an der Mauer ein Spitzgraben neu ausgehoben worden: In jener Zeit der Sachsenkämpfe stand die römische Wehr noch immer hochragend über der Erde und

wurde von den Karolingern gegen den neuen Ansturm wieder hergerichtet. So ist auch in seiner geschichtlichen Bedeutung der in seiner Erscheinung so gewaltige Rest von ganz unermeslichem Wert, und man versteht den Wunsch der Teilnehmer der Tagung, daß im Rahmen der neu zu errichtenden Museumsteile es möglich sein werde — und es muß ja doch leicht zu machen sein —, diese Reste zu konservieren als Wahrzeichen spätest-römischer und früh-deutscher Geschichte.

Im Anschluß an die Führung im Grabungsgelände zeigte Herr Dr. Fremersdorf einem Teil der Mitglieder des Verbandes die altbekannte, spät-römische Grabkammer bei Weiden, während andere das Wallraf-Richartz-Museum besuchten. Hier erfreute vor allem die durch Herrn Dr. Fremersdorf durchgeführte Neu-Aufstellung der römischen Kleinfunde, die nun eine der Allgemeinheit dienende schöne Beherbergung erfahren haben. Umsomehr betrübt die noch immer unwürdige Unterbringung der römischen Steindenkmäler, die zu studieren oder zu genießen ja größtenteils fast kaum möglich ist. Gerade im Hinblick darauf, daß in den letzten Jahren mehr und mehr das gesamte römische Köln durch die planmäßige Beobachtung der zahlreichen Einzelfunde aus dem Boden wiedergewonnen wird, erscheint es wünschenswert, daß nunmehr auch den übrigen Denkmälern eine der Stadt Köln würdige Aufstellung zuteil werde. Nicht nur die Zeit der heranwachsenden und erwachsenen Menschen interessiert den Beobachter, sondern zum Verständnis seiner Art ist vor allem auch die Kenntnis seiner Kindheit vonnöten. Gerade so ergeht es dem Kulturhistoriker mit dem Studium einer weltbekannten Stadt.

(Der obige Bericht über die Tagung ist uns von dem Vorsitzenden des Verbandes, Herrn Prof. Dr. G r o p e n g i e s s e r in Mannheim, freundlichst zum Abdruck zur Verfügung gestellt worden.)